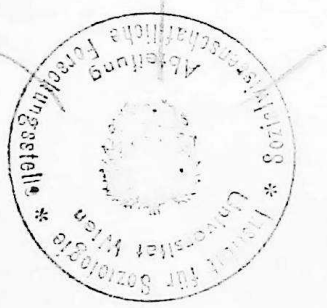


GOLDMANN

DEUTSCHE GESCHICHTE
des neunzehnten
und zwanzigsten Jahrhunderts



S. FISCHER VERLAG



Mit dem Geist einer großen Nation ist es jederzeit eine viel spätere Sache. Es gibt den Unterschied der Sphären: die großen Institutionen, Kirchen, Universitäten, Parteien; einzelne, welche zu den vielen sprechen und das Denken und Sein der vielen ausdrücken; einzelne, die nur zu wenigen sprechen, aber dennoch durch die Kraft ihrer eigenen Seelen so wirklich und zeitig sind wie die Erfolgsautoren. Es gibt den Unterschied der Generationen, welche, obgleich im Augenblick nebeneinander existierend, doch verschiedenen Zeiten angehören. Es gibt den Unterschied der persönlichen Meinungen, Haltungen, Charaktere. Wie vielstündig und wandlungsfähig ist nicht die einzelne Persönlichkeit! Und doch, wer dürfte von einer geschichtlichen Epoche handeln ohne den Versuch, ihren »Geist« zu beschreiben?

Den Geist der Weinarter Verfassung kennen wir schon. Er war national-demokratisch, gemildert, aber nicht verleugnet durch föderalistisches Erbe. Insofern der Gedanke des all-einigen Volkes, welches sich eine Verfassung gibt, zuerst von der Französischen Revolution verwirklicht worden war, muß man sagen, daß die offizielle Philosophie der deutschen Republik der französischen Tradition nahkam. Aber wenige glaubten daran. Von den Parteien eigentlich nur die Freisinnige oder, wie sie jetzt hieß, die Demokratische; eine Gruppe, zu der sich Reste des liberalen Besitzbürgertums bekamen und die auch noch in einigen großen Zeitungen zu Worte kam, ihrer Wählerzahl nach aber eine geringe Rolle spielte. Es war der bequeme Geist des Fortschritts ohne Gewalt und ohne allzu große Kosten für die Besitzenden: Humanisierung der Justiz, Reichsreform im Sinne des Einheitsstaates, Völkerverständigung, zumal die deutschen Ideale aus dem vorigen Jahrhundert. Steiler, kritischer als von der Partei wurde sie von einigen Schriftstellern verfolgt: Höhenzollernreich, nun zu halb-offiziellen Vorführern der

Republik anfrückten; von Heinrich Mann etwa. Ein bezeichnendes Beispiel. Als Kritiker des »Untertans« hatte er Großartiges geleistet. Zum bejahenden Erzähler taugte er weniger; ein volkstümlicher Romaniker im Grunde, der den Volksmann nur spielte, unerfreulichen Wahrheiten aus dem Weg ging und ein stark idealisiertes Frankreich im gläsernen Kunststil zur Nachahmung bot. Wo es zum Anklagen kam, da blitzten noch immer edler Zorn und Wahrheit durch seine Illusionen. Aber obgleich es ihm aus weiter Ferne an intuitivem Blick nicht fehlte, spielte er nur Politik; er wirkte nicht auf sie durch Literatur wie seine französischen Vorbilder; sie selber, die Politik, die Gesellschaft wurde ihm wie etwas von Schriftstellern Erfundenes, Künstlerisch-Groteskes, an dessen Korruption und Schlechtigkeit er seine heimliche Freude hatte. Die Republik – nicht das »Reich«, aber dessen preußisches *alter ego* – machte ihn zum Festredner, zum Akademipräsidenten. Eine Geste der Gutwilligkeit; auch ein Symbol für die Unstimmigkeit des Ganzen. Das Berlin von 1930 war nicht das Paris von 1890; »Weimar« nicht die »Dritte Republik«; Heinrich Mann, der Satiriker und prunkliebende Ästhet, nicht der Victor Hugo oder Emile Zola, der zu sein er den spießrischen Ehrgeiz hatte.

Solider, im weimarischen Rahmen, war die Stellung einiger anderer, größer, aus der Kaiserzeit herübergekommenen Schriftsteller. Das Leben ist lang, da wo die geschichtlichen oder politischen Epochen kurz sind. So wie Victor Hugo von der Bourbonnenaustattung gewirkt hatte bis tief in die Dritte Französische Republik hinein, so durchlebte Gerhart Hauptmann die Periode Wilhelm II. von Anfang bis zu Ende, und dann noch die republikanische, und dann noch eine andere, und fand in jeder wohl oder übel seinen Platz. Unter den Höhenzollern war er Gegner gewesen, jetzt war er der König der Literatur. Und das muß man sagen, daß die imposante Gestalt des Dramatikers dem Volke ungleich näherstand als der franzoisiere Romanier, der die Deutschen belehrte, ohne sie leiden zu können. Darin, vor allem, heimele Hauptmann seine Landsleute an, daß er im Grund unpolitisch war, ein Dichter, der seine Sache

aufs Fühlen und Gestalten, nicht aufs scharfe Denken gestellt hatte. Das Leid der Armen, Zertretenen hatte sein Mitleid zum Klingen gebracht, mitunter, im historischen Schauspiel, sogar das leidige Schicksal der Nation. Jetzt war er alt und hatte sein bestes Werk getan; ließ sich's aber gefallen, der Dichturfürst der Republik zu sein und bei ihren Staatsakten sein majestätisches Haupt zu zeigen. Als es mit ihr zur Neige ging, schwieg er; als es sie nicht mehr gab, kam er wohl auch ohne sie und erträglich aus mit ihren Mörderm.

Hauptmanns Nebenkönig war Thomas Mann – ein ungleich schwierigerer Fall von Regentschaft im Reich des deutschen Geistes. Im Übermaß genügte er der Pflicht des Denkens, welcher der Dramatiker sich entzog; und hatte er nicht den starken Willen zur künstlerischen Schöpfung gehabt, so hätte er scheitern müssen im Kataklysmus der Denkprobleme. Auch er stammte aus der Vorzeit. Im Todesjahre Bismarcks begann er seine lange Schriftstellerlaufbahn, als bürgerlicher Aristokrat, Dichter des Schönen, Metapysiker, der die sozialen Fragen geringer Aufmerksamkeitswürdig hielt. In seinem ersten Roman, »Buddenbrooks«, hat man später ein Stück kritischer Gesellschaftsschichte entdeckt, das Buch vom Niedergang des alten, echten Bürgertums, und das war auch darin, aber dem Autor selbst kaum bewußt; den interessierten damals ganz andere Dinge. Nach anderthalb Jahrzehnten nur künstlerischen, nur geistigen, träumerischen Wirkens tat er zu Beginn des Krieges seine Augen gegen die Politik auf, plötzlich und weit. Das Ergebnis war so tief und reich wie kompliziert und ungeschlicht und das Deutsche vom Deutschen. Indem er zum politischen und Kriegsschriftsteller wurde, wollte Thomas Mann doch von seiner Vergangenheit, welche er für die deutsche hielt, nicht lassen; nicht von Musik, Adel, Träumerei und Todesliebe. Nun meinte er, daß es die Aufgabe der deutschen Politik sei, unpolitisch zu sein, und der Krieg geführt werde für die deutsche Kultur gegen die politisierte, demokratisierte Zivilisation des Westens. Insofern diese schöne, hoch geschneite, redliche Wirrwarr praktisch überdieser schöne, tief er auf eine Verteidigung des längsten in seinen Grundfesten erschütterten deutschen Obrigkeits-

staates hinaus; wie sein Buch – »Betrachtungen eines Unpolitischen« – denn auch direkt gegen die Verhimmelung des demokratischen Frankreich gerichtet war, die sein Bruder Heinrich betrieb. Dabei ließ er häufig durchblicken, daß er, was er bekämpfte, auch in sich selber hatte und die von ihm verfochtene Sache ohnehin eine verlorene sei. Ein paar Jahre später bekante er sich zur Republik. So wie er aber dem Krieg einen Sinn erfunden hatte, der mit der Wirklichkeit sehr wenig zu tun haben konnte, so war auch seine geistige Begründung der Republik eine schön schon erdachte, aus alter deutscher Dichtung zusammengegeremte; Literatur, nicht Wirklichkeit. Die Partei- und Verbandsbürokratien konnten mit so feinem Denkstoff gar nichts anfangen, die Linken so wenig wie die rechten. Romanistisch und der politischen Wirklichkeit fremd war allerdings auch die studentische Jugend, an die Thomas Manns Rede »von deutscher Republik« vornehmlich gerichtet war; aber die wollte damals von gar keiner Demokratie etwas wissen, von einer auf deutschen Klassik und Romanistik geistig konstruierten so wenig wie von der ordnaren Wirklichen. Der Dichter und sein Volk redeten und hörten so immer aneinander vorbei. Thomas Mann war ein tieferer Denker als sein Bruder Heinrich. Dieser hielt den Gedanken an, wo es ihm paßte; jener dachte fort und fort und schaute auch vor der qualendsten Wahrheit nicht zurück. Er war gesegnet und belastet mit Menschenversorge, und wenn er an der Wahrheit zweifelte, so tat er es aus Wahrheitsliebe. Das aber hatten beide Brüder gemeinsam, daß, wie sie sich auch verpflichtet fühlten, in die Politik klarend einzugreifen, sie im Grund doch nur mit den Produkten ihres eigenen Geistes hantierten und an die Wirklichkeit kaum herankamen... Wie wenig Thomas Mann ursprünglich dazu gemacht war, wirkliche Entscheidungen zu vollziehen, zeigte demnächst sein großer Roman »Der Zauberberg«; ein feingeschmittes Puppentheater gedanklicher und historischer Möglichkeiten, eine Bühne, auf der alles diskutiert und nichts entschieden wurde. Hier gab es den Hirnfanatiker, der den Terror voraussetzt und den totalen Staat; hier den lebenswichtigen Fortschrittsstreuer und liberalen Optimisten; den Psychoanalytiker, der vom Zu-

Wenn Gerhart Hauptmann und die Brüder Mann ihren Ruhm herliehen zu Zwecken demokratischer Repräsentanz, so hielten andere große Schriftsteller, die in die Weimarer Epoche hinüberlebten, sich abseits. Nach wie vor sandte Hermann Hesse aus der Schweiz seine Gedichte und schwermütigen Jünglingsromane. Er erwartete sich neue Freunde damit unter der deutschen Jugend, aber zuckte gleichgültig die Achseln über das deutsche Reich; ein Fremdling in seiner Zeit, willkommen anderen Fremdlingen, in lauter, heftischer Gegenwart ohne innere Einordnung Wandelnden. Stolz und fremd in ihrer Zeit, sehnsuchtsvoll der alten deutschen Vergangenheit zugekehrt, die sie in ihren geschichtlichen Studien so schön zu beschwören mußte, lebte auch Ricarda Huch, obgleich der Staat sie in seine Akademien berief und eine öffentliche Figur aus ihr zu machen versuchte. In Wien webte Hugo von Hofmannsthal an seinen Operntexten, seinen Erzählungen aus dem 18. Jahrhundert, seinen noblen geistigen und philologischen Untersuchungen. »Was sollen wir österreichischen Schriftsteller nun machen?« hatte man ihn nach der Auflösung des alten Österreich gefragt, und der Dichter hatte geantwortet: Sterben. Gleichwohl überlebte er die Monarchie um ein Jahrzehnt, versuchte er sogar, nun da es kein Habsburger Reich mehr gab, als Deutscher zu Gesamtdeutschland zu sprechen. Tat er das aber einmal, so tat er es nicht im Zeichen der Republik. Was hatten Lohnkämpfe und Parteienkoalitionen zu tun mit dem Geistesreich aus Schönheit und Bangigkeit, in dem der überensensitive Aristokrat sich bewegte?... Edle Namen; wir könnten sie um andere vermehren, wenn wir vornehmlich Geistes- oder Literaturgeschichte schreiben. Das war ja aber nicht unser Auftrag. Dieser ging auf das Schicksal der Nation, so wie es, obgleich von überall genährt und bestimmt, seine Zuspitzung und Entscheidung im Politischen findet.

Wir sprachen davon, daß von den politischen Parteien des Reiches sich eigentlich nur die zahlenmäßig unbedeutende »Demokratische« zum Geist der Verfassung bekannte. Praktisch blieben ihre theoretische Stellung ungeklärt. Denn wie sehr sie

sammenhang zwischen den Krankheiten des Körpers und der Seele geschieht und lüsternd schwatz; hier auch den deutschen Offizier, der schweigt, seine Pflicht tut und stirbt. Der Dichter mochte sie alle, mehr oder weniger, und bewegte sich frei zwischen ihnen, über ihnen; der lebendigen Darstellung, dem vollkommenen Ausdruck hingeeben, aber nicht der Wahl. Im rechten Augenblick erschienen, wurde der »Zauberberg« zum repräsentativen deutschen Roman der Stresemannjahre, ein Werk, aus dem Anregung und hohe Unterhaltung die Fülle, nicht aber belehrende Entscheidung zu gewinnen war. Praktisch, aller inneren Zweifel und Gegenzwiesel ungeachtet, hielt sein Autor es dennoch mit dem »Fortschritt«, fuhr er auf dem, was er für den freudlichen Strom der Zeit halten wollte, und redete er bei häufigen Anlässen zum Guten: soziale Gerechtigkeit und Klassenausgleich, deutsch-französische Verständigung, Panuropa. Schöne Aussichten, deren Wirklichkeit ihm den Frieden zur Arbeit an seinen wahren, unpolitischen Anliegen geben sollte. Zuletzt, als von der extremen Rechten her der große Angriff auf die Republik begann, wurde er zum Kämpfer. Sein »Ja« war immer nur ein halbes, von Kritik und Selbstkritik geschwächtes gewesen. Sein Nein war eindeutig und stark. Hier gab der große Bürger dem Bürgertum ein persönliches Beispiel, dem es hätte folgen können. – Es hätte ihm folgen sollen. Es ist ihm, ein Vierteljahrhundert zu spät, ja dann auch ungefähr gefolgt. Und dies bleibt die Ehre Thomas Manns, des Politikers; das, was er anriet und kommen sah, die deutsch-französische Verständigung, die Einigung Europas, die soziale Demokratie, die Versöhnung zwischen Bürgertum und »Marxismus« hat er in den letzten Jahren seines Lebens dann doch noch sich anbahnen sehen. Soll man sagen, daß er im Irrtum war, weil es sich später anbahnte, als er gehofft hatte, und davor noch faulige Ideen der achtzehnhundertneunziger Jahre, faulige Energien von 1919 und die Verzweiflung der Wirtschaftskrise von 1930 sich zu dem Rückschlag des elenden Nazialbenteuers vereinten? Soll man nicht eher sagen, er war schon damals im Recht, und nicht er irrte, sondern die wirkliche Geschichte? ...

sich auch in der Wirklichkeit vom »Kommunistischen Manifest« entfernt hatten, so hatten sie es doch nie ausdrücklich verworfen. Noch immer gingen die alten Herren der Partei, die Crispin und Scheidemann, im Schlapphut und Vollbart des Marxisten aus dem vorigen Jahrhundert umher. Auch Wortführer des intellektuellen Flügels, die Breitscheidt und Hilferding, griffen bei ihren Reden noch reichlich in den Marxschen Wort- und Gedankenarsch. Aber für Marx war die »bürgerliche« Republik im besten Fall doch immer nur ein Vorspiel, ein Sprungbrett zu Weiterem gewesen. Was war dann nun eigentlich die Weimarer Republik? War sie der Staat des Volkes, der Arbeiter? Oder war sie es nicht, und sollte das Wahre, die sozialistische Revolution erst noch kommen? Verstrickt in alte Theorie und neue praktische Notwendigkeiten, haben die Weimarer Sozialdemokraten diese Frage nie klar beantwortet. Sie sprachen von der bürgerlichen Republik, aus der man zunächst einmal das Bestimmögliche für die Arbeiter »herausholen« müsse. Das hieß, daß die zweite, proletarische Revolution erst noch bevorstand. Gleichzeitig aber regierten sie doch, hatten in der Hauptstadt Berlin, im großen Bundesland Preußen die Ordnung zu verteidigen und standen von Amts, wie auch von Partei wegen auf Kriegsfuß mit den Kommunisten, die Ernst machen wollten mit der zweiten Revolution. Ein ungeschickter Widerspruch. Je weniger die Marxsche Lehre zur Wirklichkeit und zu ihrem eigenen Tun paßte, desto zäher hielten die sozialdemokratischen Führer an ihr fest; aus dem Gefühl heraus, daß sie mit dem »wissenschaftlichen Sozialismus« den Boden preisgäben, auf dem sie standen. Als ob es nicht neue Aufgaben die Fülle gegeben hätte, unvorhergesehen von einer hundert Jahre alten »Wissensschaft«, als ob es zur Meisterung dieser Aufgaben nicht neuen Geistes, frischen Blutes bedürft hätte. Aber es kam wenig frisches Blut. Die Starrheit der Sozialdemokratie hielt die geistig heimatlos gewordene bürgerliche Jugend ab, zu ihr zu stoßen, und auch die jungen Arbeiter begann die ewige Wiederholung derselben abstrakten These zu langweilen. Unter den Jüngeren, der Frontkämpfergenerationsion, gab es Männer, die sich sehr ernsthaft mühten, den toten

Punkt zu überwinden. Es galt, so meinten sie, loszukommen von der Theorie des Klassenkampfes, den es von der Unternehmenseite her freilich gab, ohne daß man ihn deswegen philosophisch zu bejahren brauchte. Es galt, die Halbwahrheiten des historischen Materialismus auf ihren rechten Platz zu stellen und neben ihnen Platz zu machen für Glauben, Freiheit, Willen, Liebe. Man sollte nicht warten auf den jüngsten Tag der Revolution, sondern verwirklichen, was jetzt und hier verwirklicht werden konnte, und den Marxismus zum Teufel schicken. Die Preußenminister, Braun und Severing, Praktiker und gute Patrioten, hätten dieser Gruppe eigentlich nahe stehen müssen, hatten aber wenig Zeit und Hang, sich um Philosophie zu kümmern. Eigentlich durchgesehen hat sie sich nie. »Die vielen theoretischen Debatten«, schreibt im Rückblick der edle Julius Leber, »drehten sich immer wieder im Kreise, an die eigentliche praktische Problematik kamen sie überhaupt nicht heran. Es war wie mit einem Schiff, das vor Anker liegt, es dreht, es wendet, es treibt vor in Wind und Strömung, nach hier und nach dort, aber immer nur in einem Kreis, dessen Radius die Ankertrasse bildet. So hingen alle Sozialdemokratischen politischen Anschauungen und Überlegungen am Anker überholter marxistischer Vorstellungen...«

Anderen war die Partei nicht marxistisch und revolutionär genug. Sie hatte, indem sie sich auf die bürgerliche Republik einließ, die große Sache verraten. Diese Anklage these, den Kommunisten vertraut, wurde auch gern von Männern vorgebracht, denen es an der partei-kommunistischen Disziplin und Beschränktheit fehlte – umgebundenen Linkskulterten. Von ihnen gab es in Berlin eine Menge und hochbegebte darunter. Die helllichtige Boshait, mit der Kurt Tucholsky die Republik verspottete, alle ihre Lahmheiten und Falschheiten, erinnerte Dichters war ein Stück in ihm, nur leider wenig von seiner Liebe. Die radikale Literatur konnte kritisieren, verhöhnen, demaskieren, und erwarb sich eine leichte, für die Gegenseite heit des eigenen Charakters noch nichts beweisende Überlegenheit damit. Sie war ihr Handwerk gewöhnt von Kaisers

Zeiten her und setzt es fort unter der Republik, die es an Ziel-scheiben für ihren Hohn auch nicht fehlen ließ. Was half es? Dann vielleicht half es etwas, wenn der Protest von einem echten Dichtergenie getragen wurde, wie dies bei Bertolt Brecht der Fall war. Schöne Gedichte helfen immer, bringen immer etwas in Ordnung, tun der Seele immer gut. Aber selbst in den Dichtungen und Theaterstücken Brechts fehlte es nicht an provozierender Frechheit und Unverantwortlichkeit, an sensationshaschen Arrangements. Und so grimmig diese ungebundene Linke die Republik verhöhnte und so wenig sie mit der Sozialdemokratie zu tun hatte, so wurde sie auf der Rechten doch als ein typischer Ausdruck des »Systems« empfunden: »Asphallliteratur«, »jüdisch-zersetzende Intelligenz«, oder was die gängigen Ausdrücke waren. Die radikale Literatur gehörte nicht zur Republik, wohl aber zur republikanischen Zeit, in der allein sie in den Zeitschriften und auf dem Theater so laut zu Worte kommen konnte. Sie tat der Republik doppelt weh; indem sie unabnehmerzig ihre Schwächen aufdeckte; und indem sie trotzdem als gütlicher Ausdruck republikanischen Geistes empfunden wurde. So als sei dieser ein rein negativer, am besten vertreten durch Witzebolde, die ihr Vaterland und wohl gar ihre eigene Sache verhöhnten.

Ein kaum weniger fragwürdiger Bundesgenosse der Demokratie war die fortschrittliche Sozialwissenschaft, so wie sie an einigen Universitäten gelehrt werden durfte. In der Nachfolge Max Webers, der die »Wertfreiheit« oder reine Sachlichkeit der Soziologie gefordert hatte, aber kaum mit dessen menschlicher Größe. Auch in der Nachfolge von Marx. Man verfeinerte seine Methoden, hielt aber fest an seinen Grundthesen, vor allem an jener von der »Standortgebundenheit« aller sozialen und moralischen Ideen. In einfachen Deutsch: es kam Ideen und Werten keine Wahrheit zu; man mußte zeigen, welche Interessen sie maskierten, woher sie kamen und warum sie zu vergehen verurteilt waren. Auch das gab dem Lehrer eine Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu beweisen, aber sonst gab es dem Schüler nicht viel. Wie konnte man helfen, die »geistige Krise« zu überwinden, von der man

so gerne sprach, wenn alle Glaubensgehalte nur als vergängliche gesellschaftliche Erscheinungen galten? Was Wunder, daß die Schüler den Lehrern davonliefen? Daß diese Soziologie, als nun die letzte, wirkliche Krise kam, offenen Mundes dasand, unfähig, die Dinge zu verstehen, was doch gerade ihr Beruf gewesen wäre, geschweige denn, zu einem Hort des Widerstandes zu werden? Um wieviel hilfreicher waren hier die alten Zentren des Glaubens und der Tradition, die christlichen Kirchen. Weit entfernt von »Wissenssoziologie«, »Ideologienlehre«, »Krisenanalyse« oder wie sonst solche Bemühungen genannt wurden, war eine Philosophie, die gleichzeitig sich an den Universitäten erhob: die »Existenzphilosophie«. Auch sie war zeitlich und in hohem Maße zeitbewußt, aber nicht in dem Sinn, daß sie um die neuesten Produkte der Geschichte, Republik, Demokratie, Wirtschaft und Gesellschaft sich groß gekümmert hätte. Das tat sie gar nicht. Wenn sie sich auf die Beschreibung von Staat, Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft überhaupt einließ, so nur darum, um dem einzelnen zu zeigen, daß in dieser, der öffentlichen Sphäre, die Sinnerfüllung seines Lebens nicht zu finden sei. Die öffentliche Sphäre – das war für Sorge für das Dasein der Massen, Staats- und Parteibürokratie, hohle, unehrliche Demagogie, war oberflächliche Unterhaltung, Sensation, »Gerede«. Das hatte die Geschichte so gemacht, das mußte so sein, und daran war nichts zu ändern. Aber es war kein Heil darin, keine Heimat, kein Halt. Diese Welt war entgöttert; man glaubte den Philosophen nicht mehr, die Gott in der Geschichte, im Staat gesucht hatten. Der einzelne, der sein Leben erfüllen wollte, mußte es in Freiheit, Kraft eigenen Wagnisses tun, ohne sich an das Getriebe des »Man« zu verlieren; im Bündnis mit anderen einzelnen. Das gleich die beiden wesentlichsten Vertreter dieser neuen Schule den Abgrund von Einsamkeit und Verlorenheit nur zeigen, nicht ihn mit Opfern füllen wollten. Von ihnen war der eine (Karl Jaspers) ein ernster, an Wissen reicher Mann, ein echter Schüler Kants; gab er seinen Schülern keine positiven Glaubensstücke, so lehrte er sie doch nützliche Unterscheidungen

zwischen dem Wißbaren und dem im Glauben Erfahrbaren, zwischen Notwendigkeit und Freiheit, zwischen dem Geschichtlichen und dem Ewigen. Den anderen (Martin Heidegger) mag man den poetischeren nennen, aber er trieb Wortgaukelei; ein Miteinander von Tiefstimm und geistigem Betrug. Beide lehrten sie in überfüllten Sälen, gaben sie der studentischen Jugend etwas, was sie seit Hegels Tod nicht mehr erhalten hatte, eine Philosophie, die sie etwas anging. Das mag man ihnen danken. Zur Politik der Gegenwart verhielten sie sich indifferent oder feindlich; wie denn auch der Zweiterwählte sich, aus Ehrgeiz, in der nachfolgenden Epoche übel genug bewährt hat.

Berater der Nation auch im Politischen wollten die Historiker sein, aber sie machten ihren alten Kram weiter. Noch immer waren sie vorwiegend die Schüler oder Schüleresshüler der alten nationalliberalen Preußenverherrlicher und Bismarckianer, wenn auch der Geist Droysens, das Feuer Treitschkes ihnen fehlte. Mit preiswürdiger wissenschaftlicher Technik und nur ein wenig getrübtem Wahrheitswillen versuchten sie wieder und wieder nachzuweisen, daß Frankreich am Krieg von 1870 schuld sei und Deutschland unschuldig am Krieg von 1914; oder daß, wenn ihm schon ein kleiner Teil der Schuld zukomme, es die Schuld der Ungeschicklichkeit, nie aber des bösen Willens gewesen sei. Einzelne kritisierten Wilhelm II., einzelne den Reichskanzler Bülow oder führten alle deutschen Irrungen zurück auf den Sturz Bismarcks; und ließen sich gar nicht ein auf die Frage, ob denn nicht manches grundtatsächlich gewesen sein mußte in einem Staate, in dessen Geschichte die Entlassung eines einzigen, ohnehin dem Grabe nahen Greises ein so folgenreicheres Ereignis war. Die Weimarer Republik hielten sie für eine von der Geschichte noch nicht gerechtfertigte und vielleicht – wahrscheinlich – nie zu rechtfertigende Sache. Für geschichtlich legitim hielten sie dagegen die Auflösung der Habsburger Monarchie. Hatte nicht schon der junge Bismarck Preußen mit einer schmeckenden Fregatte, Österreich mit einem wurststichigen alten Orlogsschiff verglichen? War das Ende Habsburgs nicht eine Erfüllung früher nationaler Träume, die

Weimarer Republik nicht ein, freilich unwürdiger. Erbe Preußen-Deutschlands? Den Nachfolgern der alten Kleindeutschen konnte es nur recht sein, daß es jetzt die Donaumonarchie nicht mehr gab. Der Gegensatz Großdeutsch-Kleindeutsch fiel damit dahin, aber fiel dahin im kleindeutschen Sinn. Denn es war nun Sache Deutsch-Österreichs, sich dem Reich anzuschließen, und Wien sollte von Berlin das Gesetz annehmen, nicht umgekehrt... Die deutschen Historiker hatten, aller schönen Einzelneleistungen ungeachtet, seit 1914 wenig gelernt und wenig vergessen. Sie blieben befangen in den Ideen des Nationalstaates und hielten Deutschland für mindestens so wichtig wie die gesamte übrige Welt. Fruchtbare nationale Selbstkritik ist von ihnen damals nicht viel gekommen.

Anders geartet war der geistige Irrblock, den, noch im letzten Kriegsjahr, ein Einzelgänger in den stagnierenden Strom deutschen Geschichtsdenkens warf, wo er nun lag und die Wasser teilte. Wir meinen Oswald Spenglers »Untergang des Abendlandes« und die späteren Nebenwerke des starken, wunderlichen Mannes. Der »Untergang« gehört zur Weimarer Epoche so gut wie der »Zauberberg« und noch mehr, weil er gleich am Anfang erschien und gleich am Anfang den republikanischen Versuch mit eindrucksvollen Argumenten vernichtete. Wenn Spengler recht hatte, dann hatten die Demokraten nicht recht, dann standen uns ganz andere Dinge bevor als Parlamentsregierung, bürgerliche Freiheit und ewiger Friede. Spengler war so deutsch wie Thomas Mann, aber auf ganz andere Weise. Er gehörte nicht zur Gattung der Suchenden, Zarten und Scheuen. Er wußte Bescheid ein für allemal, so wie vor ihm Karl Marx Bescheid gewußt hatte. Mit furchtbarem Ehrgeiz, mit gewaltiger Schrittstellervollkraft unternahm er, sich ein Alleswissen und mit ihm das Publikum zu erobern. »In diesem Buch«, fing er an, »wird zum erstenmal der Versuch gemacht, Geschichte voranzubestimmen.«

Hegel, hundert Jahre früher, hatte das nicht getan. Der hatte nur die Vergangenheit verstehen wollen und die Gegenwart, welche geronnene Vergangenheit war; über die Zukunft hatte er wohlweislich kein Wort gesagt. Spengler, wie Hegel, war sich

bewußt, in einer zur Neige gehenden Epoche der Geschichte zu leben, er war so angeregt durch den Weltkrieg, wie Hegel durch die Erscheinung Napoleons. Wie Hegel wollte er einmal so recht und vollständig begreifen, was eigentlich mit seiner Zeit los war. Eine Versuchung des Denkens, zumal des deutschen Denkens, in Krisenzeiten. Vergleicht man aber beider Werke, so sieht man, wie der deutsche Geist in hundert Jahren an Feinheit und Tiefe verloren hatte. Wie war doch Hegels Philosophie noch mit griechischer und christlicher Tradition, mit Humanismus und Idealismus, mit Glauben an das Rechte und ewig Wahre gesättigt, wie brutal und simpel ist dagegen die Spenglersche. Das, was schon in Hegel Gefährliches war, und ewig Wahre gesättigt, wie brutal und simpel ist dagegen die Spenglersche. Das, was schon in Hegel Gefährliches war, übernahm Spengler; die Verherrlichung des Krieges, die Vergottung von Macht und Erfolg. Für Hegels Menschheitsglauben, die Zartheiten und Schönheiten und verdrehten Frömmigkeiten der Dialektik hatte er keinen Gebrauch. Der Mensch, bei Hegel, kam wohl aus der Natur nie los; seine Aufgabe war doch, auf der Basis des Natürlichen zu sich selber zu kommen, Geist zu werden, den in ihn gelegten, nie erloschenen göttlichen Funken zum Feuer zu entfachen. Für Spengler war der Mensch ein Raubtier und blieb es, vor anderen hauptsächlich dadurch ausgezeichnet, daß er eine »Greifhand« besaß; und Ideen von Menschheit, Recht und Wahrheit waren faule Demokratenwitz. Daß der Mensch zum Tier werden kann und viel schlimmer als das Tier, hatte die Erfahrung des Krieges gezeigt. Auch andere hatten das bemerkt und sich ihre Gedanken darüber gemacht; Sigmund Freud zum Beispiel, der Psychologe. Der lehrte, daß der primitive Mensch ein Mörder gewesen sei, daß wir von einer »Kasse von Mördern« abstammten und die alte Mordlust, trotz aller Zivilisation, noch unterdrückt in uns lebte, um hervorzubrechen, wenn ihr eine Chance geboten war; daß Friede und Ordnung und Kultur etwas hart Bekämpf-tes, immer Bedrohliches, durch aufklarende Wissenschaft zu Verteidigendes waren und bleiben mußten. Spengler ließ schmunzeln die Mordlust gelten, aber strich, was Freud über die Verteidigung und Rettung menschenwürdiger Existenz zu sagen hatte.

Sein Grundgedanke läßt sich in wenigen Sätzen ausdrücken. Kulturen, behauptete er, entstehen und vergehen wie organische Wesen. Was anderen Kulturen schon geschehen war, das stand nun der europäisch-amerikanischen bevor, der Tod. Vorher waren jedoch noch einige interessante Dinge zu erwarten. Jede Kultur ging, wenn sie dem Ende nahe kam, durch die Phase der »Zivilisation«: Technisierung, Zusammenballung der Massen in riesigen Städten, Herrschaft des Geldes. Dem entsprach im Politischen die Demokratie: eine pfiffige Kritik der Massen in riesigen Städten, Herrschaft des Geldes. Dem entsprach im Politischen die Demokratie: eine pfiffige Kritik der Kapitalisten, um ihre Herrschaft zu verlarven, die Lösung der Massen je nach Bedarf aufzupelischen oder zu zähmen. Da hörte man dann das Gerede von Gleichheit und Freiheit, von der Humanität, vom ewigen Frieden und anderen solchen hohlen Idealen; während gleichzeitig die höheren Leistungen der Kultur, Kunst, Musik, Dichtung, Philosophie, religiöser Glaube ganz unvermeidlich zum Teufel gingen. »Religiös ist das Abendland fertig.« Das war aber, nach Spengler, das Ende noch nicht. Gegen die Demokraten und Plutokraten erhob sich eine neue Klasse: die echten, harten Kapitane von Wirtschaft, Armee und Staat, die Cäsaren der Zukunft. Ihnen ging es nicht um Reichtum und Genuß, sondern um Gestaltung der Macht zu hohen, gnadenlosen Zwecken. Da würden dann Diktatoren erscheinen, von denen Napoleon und Bismarck und Luden-dorff nur einen schwachen Vorgeschmack gaben. Da würde es dann Kriege geben, die den eben beendeten zum Kinderspiel machten; die Humanitätsphrasen andrescher, die schöngeistigen Schwächlinge würden in diesem Sturm versinken, und das sei kein Schade. Blut würde aufstehen gegen Gold, und das Blut würde siegen. Und dann? Dann sei allerdings das Ende erreicht. Nach den Großkriegen und Siegen und geistlosen, aber vornehmen, stahlernen, harten Reichen der Diktatoren komme nichts mehr. Die Europäer würden dann in das Dasein geschichtsloser Fellachen zurücksinken und Berlin und London so aussehen wie Nîmive.

Eigentlich keine erfreulichen Aussichten. Jedoch verbietet uns Spengler, über sie zu jammern; über das Unvermeidliche jammerte nur der Blende, während der Tapfere sich männlich

dreinschickte. Er starb »prachtvoll«, nicht auf häßlich-verkummerte Weise, und prachtvoll sollte der Unter gang des ihm, gefiel diese Anforderung, Alten und Jungen. Was sie lasen, gab ihrem Zeiterlebnis einen Sinn, und während sie lasen, erschienen schon solche Diktatoren, wie Spengler sie prophezeite, am Horizont: Lenin in Rußland, dann Mussolini in Italien. Nicht das Ende, welches er voraussagte, interessierte die Leute, das lag ja noch im weiten Feld. Was Oswald Spengler zu einer zentralen geistigen Figur machte, war seine Charakteristik der Gegenwart und der nahen Zukunft. Auch andere erwarteten die Republik. Aber er verwarf sie anders als die anderen, stellte sich außerhalb ihrer Gegensätze, nahm eine vom Kampf der parlamentarischen Parteien gar nicht zu erfassende Position ein. Er war gegen die Monarchie, gegen jeden Versuch einer Restauration; gegen den Kapitalismus; gegen die Demokraten, die Sozialisten, die Kommunisten, und was sonst noch sich den Wählern zur Wahl bot. Das war gleich veraltet, das gehörte alles zur Phase »Demokratie«, auch wenn es vor dem Publikum Krieg gegen sich selber spielte. Die kommende harte Zeit würde es hinwegfegen. Ein neuer Sozialismus würde eins werden mit einem Soldaten tum und einem neuen, nicht »Kapitalismus«, aber starken Führertum auch in der Wirtschaft, ausgeübt durch Könner im Dienst der Gemein schaft. Alle würden Diener sein, alle Arbeiter und Soldaten, einige wenige zugleich Herren und Diener. Auf dem Papier las sich das recht schön. »Blut gegen Gold« lehrte Spengler und

Arbeit gegen Geldsack,
Blut gegen Gold!

sangen später die Nationalsozialisten. Als nun aber in den dreißiger Jahren der deutsche Cäsar erschien und darauf, das Reich des Arbeitssoldaten, den »preußischen Sozialismus« zu verwirklichen, da gefiel es dem Propheten auch wieder nicht. Er hatte sich's eleganter vorgestellt. Indem Spengler das alte Preußen lobte und doch die Monarchisten tadelte, das Fortschrittsideal verhöhn te, den Krieg ver-

herrlichte und doch sich als Sozialist gab, indem er so die hergebrachten Denkformen der Politik völlig durchzueinanderwarf, wurde er zum Mitbegründer einer geistigen Bewegung, die der Erzähler nicht verschweigen kann, so wirr sie auch ist und so wenig Wirkliches zuletzt aus ihr wurde. Man nennt sie die »konservative Revolution«. An sich eine wunderliche Wortverbindung. Denn Kon servation heißt ja auf deutsch Erhaltung, und Revolution heißt Umsturz. »Erhaltender Umsturz« – was soll das nun heißen? Es hieß, daß seine Befürworter nicht eine Position innerhalb der Republik verwarfen, sondern die ganze Republik und die ganze Gegenwart; daß sie »Rechts« für so veraltet hielten wie »Links« und ganz neue Fragen stellten, ganz neue Ideale bieten wollten. Das war ihnen allen gemein sam, wie sehr auch sonst ihre Meinungen auseinandergingen. Zu zahlenmäßig gewichtigen Organisationen eigneten sie sich schon darum nicht, weil das, was sie wollten, zu sehr auf ihrem individuellen Charakter, Talent, Erlebnis, Wunschtraum und Hochmut beruhte. Das gab kleine Gruppen und Kreise, Zeitschriften, Gedichte, Essays – nicht Parteien. Das Antlitz der europäischen Demokratie mißfiel ihnen; der Genfer Völkerbund mit seiner ohnmächtigen Heuchelei; der Reichstag mit seinen Intrigen und Kuhhändeln; der Parlamentarismus mit Zylinderhut, Zwickerauge, Schmerbauch und gestreiften Hosen. Das war ihnen alles nichts. Ein neues Reich ohne Parteienhader wollten sie, ein Reich der Jugend und männlichen Tugend – ein großes, stolzes Lagerfeuer anstatt der Hauptstadt Berlin. Vom modernen Staat erwarteten sie viel mehr, als er im besten Fall geben kann. Sie kamen etwa aus der Jugendbewegung der Vorkriegszeit. Aber in ihren Bünden gingen sie hinaus über Wandervogel und Pfadfinderwesen; ihr Anspruch, ihre Sehnsucht stiegen höher. Oder sie kamen aus dem Krieg, waren, wie es hieß, geformt durch das Fronterlebnis. Hier war Ernst Jünger der bedeutendste Sprecher; glorreicher Soldat und großer Stilist, Philosoph und Ästhet und Abenteurer. Was er damals eigent lich wollte, was er mit leidenschaftlicher Sensitivität fürchtete und zu wollen nur vorgab, das können wir nicht wissen, und wahr-

scheinlich wußte er es selber nicht. Zweifel, die seinen feinen Geist quälten, verdeckte er hinter der Maske des stählernen Schriftstellers, der dem Leser Befehle gibt. Und was von 1918 betrogen worden sei, aber keine »linke« und auch keine »rechte«, sondern eben nur »Revolution«, und zwar eine gründliche. Aus ihr würde das »Reich des Arbeiters« hervorgehen, das harten, geistlosen, traumlosen Maschinenmannes, der beherrscht wird und sich selbst und alles beherrscht. Das würde der neue Aristokrat sein, ob er Kohle grub oder ein Flugzeug führte. Die Herrschaft über die Erde würde ein »Arbeitsgang von Kriegen«, von »Materialschlachten« bestimmen; zuletzt würde der Planet zur all-einen Fabrik- und Planlandschaft werden im Zeichen neuen, unbarmherzigen Rittertums. Fort mit dem, was uns noch geistig mit der alten Zeit verband, die doch nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden konnte! Fort mit dem Museumskram, mit der humanistischen Bildung, fort mit den plätschernden Brunnen auf alten Marktplätzen, den weichen, anachronistischen Belastungen! Ein jedes Ding zu seiner Zeit. Der totale Staat, der heraufkam, würde keine Dichter und Träumer, keine Dorfblinden und Posthornromantik, keine Boheme, keine Diskussion, natürlich auch keinen demokratischen Hokuspokus – oh, sehr viel würde er nicht mehr brauchen können!... Ein intuitiver Sinn für das, was wirklich bevorstand, mischte sich hier mit phantastischem Litterarientum, mit Ästhetizismus. Aber Ernst Jünger sprach viele geschelte junge Leute an.

Sie drehte sich gegen sich selbst, diese »konservative Revolution«, und es wird uns heute noch schwindelig, wenn wir uns mit ihr beschäftigen. Die Idee vom »Arbeiterstaat« war vielen ihrer Vertreter gemeinsam, wenn sie darin auch nicht ganz so weit gingen wie Jünger. Es war eine hypermoderne Ansicht, einen dicken Strich gegen alle Vergangenheit ziehend, dem Gemülosen, Stählernen, Gläsernen zugewandt. Aber gleichzeitig waren unsere konservativen Revolutionäre doch auch Romantiker und schwärmerische Liebhaber von Vergangenen, ein Widerspruch, den auch Jünger erlebte und nicht verber-

gen konnte. Sie selber, oder ihre Vorgänger, hatten ja die schönen alten Lieder wiederentdeckt, hatten gelebt wie die fahrenden Schüler im Mittelalter, waren ausgezogen zur Fahrt in die alten Städten und in die fremden Länder. Ihr Gemeinshaftsideal nährten sie mit Worten und Begriffen aus dem Mittelalter; Stände gegen Klassen; Gilden gegen bloße Interessenvereine, und so fort. Mittelalterlicher Herkunft war selbst die Idee des Reiches, und von alter Hohensaufenherlichkeit kam manches bei ihnen vor. Ihr hoher Sinn für Büchlichkeit und Abenteuer war feindlich der modernen Welt, ihrem Geschäftsgeist, ihrer Atomisierung, ihren vulgären Vergnügungen. Nun ist freilich das geistige Leben immer voller Widerspruch, und zumal von der Jugend verlangt man vergehens, daß sie einem einzigen System stimmiger Begriffe folge. Wir erinnern uns, wie vielspaltig hundert Jahre früher die Selnsucht der »Burschenschaft« gewesen war, wie auch sie ein Zurück zur guten alten Zeit wünschte und ein Vorwärts ins Neue, wie sie zugleich die Französische Revolution haßte und manches von ihr übernahm. Das aber muß man sagen, daß die jungen und halbjungen Männer von der »Konservativen Revolution« sich eine ungewöhnliche Wirtnis ihres Wollens gestatteten. Manchmal halten sie sich damit, daß sie durchblicken ließen, es komme gar nicht mehr auf Kleinungen an, an denen hätten wir gerade genug, sondern auf den Charakter, aufs Tun und Leben – worin sie allerdings nicht fehlgehen konnten. Sie waren ein lebendiges Zeichen der Zeit, und manches war schön, was sie boten und zusammen taten. Aber zur begrifflichen Klärung leisteten sie nichts und wollten auch gar nichts dazu leisten. Sie spielten nicht mit, denn das ganze öffentliche Spiel gefiel ihnen nicht; genug, wenn sie seine Regeln erschlitterten, seine Steine durcheinanderwarfen. Ihr Beitrag lag im Protest gegen Staat und Gesellschaft, so wie sie waren.

Es gab sie unter den Hochschülern, auch wohl den Professoren; unter jungen Reichswehroffizieren; in den Frontkämpferverbänden. Gelegenheitlich versuchte ein Durchschnittskonservativer alten Schlages um sie zu werben und ihre Sprache zu

sprechen. (Zum Beispiel Franz von Papen.) Gelegentlich versuchten sie es mit einer politischen Partei, mit Splittergruppen der extremen Rechten, mit den Kommunisten. Das ging selten gut aus. Es kam die Zeit, in der sie viel von sich reden machten, weil die Parteien versagt zu haben schienen, sie nun bei jenen suchten, die früh sich gegen das alte Parteiwesen gewandt hatten. Das war die Zeit der großen Wirtschaftskrise. Danach versank die »Konservative Revolution« sehr rasch. Sie wurde aufgesogen und ruiniert von der wirklichen, gar nicht »konservativen« Revolution, die nun im Ernst begann.

Von Stresemann zu Brüning

Soll man die Vorgänge der Jahre 1918 und 1919 überhaupt einen Entschluß nennen, so hatte Deutschland sich zur Demokratie entschlossen, als der Parlamentarismus auch in seinen klassischen Ländern schon zu kränkeln begann. 1919 war die Weltstunde der Demokratie, aber keine glückliche Weltstunde. Präsident Wilsons demokratische Außenpolitik brach zusammen, und von den mannigfachen Staaten und Stäelen, die ihre Existenz ihm verdankten, waren viele nicht demokratietauglich. Daß in Deutschland Demokratie sein sollte, hatte die große Massenpartei, die sozialdemokratische entschieden. Das Volk sollte sich selber regieren, die Mehrheit bestimmen – gleichgültig, was die Mehrheit bestimmte, gleichgültig, ob es überhaupt eine bestimmungsfähige Mehrheit geben würde. Das war brav und im demokratischen Sinn gesinnungsgestreu. Es war optimistisch: eine Mehrheit, eine vernünftige, konstruktive Mehrheit, würde es schon geben. Es war auch bequem, wälzte die Verantwortung von den Führern zurück auf das »Volk«.

Das Volk war ein Chaos widerstreitender Hoffnungen und Ängste. Chaos ordnet sich nicht von allein; dazu gehören Ideen und Willen. Auch eine niedlich entworfene Verfassung reicht dazu nicht aus. Die Leiter der Sozialdemokratie ersetzen Führerungswillen durch Ordnungswillen und durch große, menschlich erregende Biederkeit.

Um die Ordnung aufrechtzuerhalten, fehlte es ihnen nicht an vorzüglichen Verwaltungstechnikern, wohl aber an Mächtmitteln. Diese schufen sie nicht sich selber, sie liehen sie von der alten Armee. Die alte Armee hielt das Reich zusammen 1919, 1920 und wieder 1923; wobei sie brutal gegen die extreme Linke, aber milde gegen die extreme Rechte verfuhr. Aus der alten Armee ging die Reichswehr hervor. Unter ihrem Chef, von Seeckt, wurde sie aufgebaut zu einem sich so nennenden Eliteheer, das, fern von allen Parteikämpfen, politisch neutral sein sollte. Da es aber bei den Parteikämpfen nicht bloß um innerrepublikanische Gegensätze ging, sondern um die Frage, Republik oder keine, so bedeutete die angebliche Neutralität der Reichswehr auch kalte Fremdheit gegenüber der Republik und allen ihren Einrichtungen; sie diente, so hieß es, dem Volk und dem Staat, nicht der augenblicklichen vergänglichsten Staatsform. Vor allem sollte sie ein schnelles Instrument in den Händen ihres Kommandierenden bleiben. Das Weitere würde man sehen.

Die Staatsführung der Sozialdemokraten enttäuschte die Wählermassen; und da sie ihr Amt, demokratisch korrekt, vom Auftrag der Wähler herleiteten, so verloren sie es schon 1920. Seitdem wurde im Reich »bürgerlich« regiert, das hieß von Leuten, deren Glaube an die von ihnen vertretenen und verwalteten Einrichtungen ein zweifelnder, wo nicht direkter Unglaube war. Trotzdem wurden die Sozialdemokraten nicht zur starken Oppositionspartei. Daß die Mehrheit regieren mußte, daß es zu jedem Gesetz einer Mehrheit im Reichstag, ihm, indirekt, einer Mehrheit der Nation bedurfte, diese Grundregel der Demokratie blieb vorläufig unbeeinträchtigt. Mehrheiten ohne oder gegen die Sozialdemokratie waren jedoch schwer und häufig gar nicht zu finden, zumal die extremen Flügelparteien